

Bericht von der KLAJ-Jahrestagung 2017 über „Christliche Schriftauslegung im Angesicht des Judentums“

„Verstehst du auch, was du liest?“ fragt in Apostelgeschichte 8 Philippus den äthiopischen Minister und legt ihm das Gottesknechtlied Jesaja 53 christologisch aus. Die Frage des Philippus war Leitfrage für den theologischen Teil der KLAJ-Delegiertenkonferenz 2017, nun im Gespräch von christlicher mit jüdischer Schriftauslegung. Beitragende waren die Professoren Jürgen Ebach, Jonathan Magonet und Alexander Deeg. Ein Jude, Rabbiner Jehoschua Ahrens, und ein Katholik, Hanspeter Heinz, lernten mit uns und teilten mit uns ihre Beobachtungen als Nicht-Delegierte. Hier eine Zusammenfassung ihrer Vorträge – nicht wie sie „gehalten wurden“, sondern wie ich sie gehört habe:

a) Jürgen Ebach: Christliche Schriftauslegung im Angesicht des Judentums

Dr. Jürgen Ebach ist Professor emeritus für Altes Testament und biblische Hermeneutik in Bochum.

Wer ist dieser „Kämmerer“, dieser höfische Eunuch, Minister der Kandake aus dem Sudan, in Apostelgeschichte 8? Ist er ein „Heide“? Ein „Gottesfürchtiger“? Ein Proselyt? Kastrat, Saris, Kuschit? Auf jeden Fall ist er auf der Heimreise von einer Proskynese, einer Anbetung Gottes im Jerusalemer Tempel. Die Apostelgeschichte erzählt von ihm zwischen Samaritanern und „Heiden“, in offener Zwischenposition. Philippus wird durch einen Engel und durch den Geist zu ihm gebracht. Äthiopien streckt –nach Psalm 68,32 – die Hände aus. Im Folgenden gilt das Interesse der Jesajastelle, die der Reisende liest, und dem Gespräch über sie. Fragen gliedern die Erzählung. (1) Verstehst du auch, was du liest? – (2) Wie kann ich verstehen, wenn mir keiner hilft? Der Eunuch, der bis dahin allein gelesen hat, verlangt nach Wegweisung! Manchmal wird gefragt: Braucht man, um die Bibel zu verstehen, ein Theologiestudium? Subjektives Lesen und Verstehen ist nicht „die Wahrheit“. Auch wissenschaftliches Lesen legt nicht fest, was die Wahrheit ist, kann aber manche falsche Lesart ausschließen. Apg 8 zeigt die Grenzen eigenen Verstehens (es geht hier nicht um die Unwissenheit eines Ignoranten, sondern um das Nichtverstehen eines allein Lesenden), so lesen beide gemeinsam.

Dann erst wird Jesaja 53 genannt. Der Minister fragt (3. Frage im Text): Wen meint der Prophet? Sich selbst? Eine Einzelperson? Philippus gibt keine direkte Antwort, sondern von Jes 53 ausgehend verkündigt Philippus Jesus Christus. Wie, bleibt offen. Nicht jedenfalls durch einfache Identifikation. In der Emmauserzählung Lk 24 legt Jesus die Schrift aus, von einer bestimmten Stelle ausgehend, ta peri autou – die Beziehung zwischen der ganzen Schrift und Jesus Christus, die bei einer bestimmten Leseweise aufgeht, die keine exklusive, sondern eine inklusive Leseweise ist. Philippus spricht von Jesus Christus im „Wahrheitsraum“ (Frank Crüsemann) des Alten Testaments. Christen dürfen Jes 53 so lesen, nicht aber als die einzige Wahrheit.

In der Gegenwart der heutigen christlichen Gemeinde ist der Bezug Jesu Christi auf die Propheten vertraut. So stellt sich erst recht die Frage nach dem Verstehen des Textes in seinem biblischen Kontext. Wissenschaftliche Lektüre bezieht Jes 53 nicht ursprünglich auf Jesus Christus, der Text ist an Israel adressiert. Doch wenn ich höre, was Israel gesagt ist, kann ich mir dadurch etwas sagen lassen. Auch die Evangelien sind nicht zuerst an „Christen“ gerichtet. Das „Christentum“, ein Begriff des 2. Jahrhunderts, sollte nicht ins 1. Jahrhundert zurück transportiert werden. Im Neuen Testament geht es um innerjüdische Diskurse und Auseinandersetzungen. Wenn wir Paulusbriefe lesen, lesen wir die Post anderer, die nicht an uns adressiert ist, und lassen uns davon etwas sagen.

Ohne das Alte Testament verstehen wir das Neue Testament nicht. Und umgekehrt? Luthers Ablehnung jüdischer Auslegung war nicht das einzig mögliche christliche Verständnis. Der Niederländer Gulielmus Bucanus schrieb 1605, das Alte Testament genüge sich, durch das Neue Testament sei es nicht vollkommener, jedoch klarer geworden. Hier wird das Alte Testament nicht

für eine exklusive christliche Leseweise beansprucht. Der Schweizer Reformator Heinrich Bullinger nennt Luthers judenfeindliche Schriften „sehr schmutzig“, spricht vom „schweinigen, kotigen ‚Schem Hamephoras‘“. Luther war also kein „Kind seiner Zeit“. Bereits Augustin hatte die beiden Testamente aufeinander verwiesen: das Neue Testament sei im Alten verborgen, im Neuen trete das Alte offen zutage. Diese Zusammengehörigkeit der beiden Testamente ist ebenso wichtig wie die christliche Haltung, die den Juden ihr Verständnis zugesteht. Die christologische Sicht auf das Alte Testament ist die partikulare Lesart der Christen, für sie unverzichtbar, jedoch ohne dass sie den Juden ihr Verständnis absprechen darf. Christliche Lektüre liest das Alte Testament nicht als historisches Dokument, nicht als Vorstufe, sondern als theologische Basisurkunde – nicht gegen jüdisches Verständnis, sondern als Textraum, Lebensraum, Glaubensraum, in dem sich das Neue entfaltet. Das Neue Testament besteht aus jüdischen Texten, seine Argumentationsstruktur ist die eines jüdischen Lehrhauses – wie will, so fragte David Flusser, man es verstehen, wenn man nicht Hebräisch kann? Der Begriff „Antithesen“ für Jesu Aussagen in Matthäus 5 geht auf Marcion zurück. Luise Schottroffs viel gescholtene Übersetzung in der „Bibel in gerechter Sprache“ – „Ich lege euch das heute so aus“ – entspricht dem jüdischen Lehrhaus, dem Tora lehrenden Rabbi, entspricht der Übereinstimmung zwischen Jesus und den pharisäischen Schriftgelehrten in Lukas 10 und Markus 12.

Das Neue Testament führt nicht aus dem Alten heraus, sondern ins Alte Testament hinein, sofort ab Matthäus 1, dem Stammbuch (P. Fiedler) Jesu, das uns sagt: „Begib dich in den Erzählraum der mit diesen Namen verbundenen Geschichten hinein“. Einschließlich der fünf Namen von Frauen und ihrer Chronique scandaleuse, die nicht verschwiegen wird. Lies, um zu verstehen, was es mit diesem Stammbuch auf sich hat! Nicht, um das Alte Testament „christlich“ zu verstehen, sondern um zu erfahren, wie es Jesus versteht. Joseph wie Jesus werden als Nazarener, Nasiräer, Nezer (Sproß) vorgestellt, so erhalten die Prophetenworte durch ihre Auslegung auf Jesus Christus eine neue Füllung (nicht „Erfüllung“). Der Anfang des Evangeliums spricht Juden auf ihnen vertraute Texte an, das Ende trägt Jesu Jüngern auf (Mt 28,20): „Macht euch auf den Weg, lasst alle nichtjüdischen Völker mitlernen.“ Bildet eine Lerngemeinschaft aus Juden und Völkern. Bindet sie ein in die Gemeinsamkeit, die Unterschiede respektiert. Dass Israel Nein zu Jesus Christus sagt, hat Folgen für die Interpretation der Hebräischen Bibel: die christliche Lesart ist nicht die einzig mögliche, Israel bleibt Gottes Volk, Gott bleibt ihm treu.

Es gibt mehr als eine Weise, die Bibel zu verstehen. Historisch-kritische Exegese hat ihr Recht und ihre Notwendigkeit. Aber dass der jüdische vierfache Schriftsinn und die spätantike und mittelalterliche Verbindung jüdischer und christlicher Lesarten heute vergessen sind, ist eine Verarmung. Bibelauslegung darf nicht auf einen Schriftsinn reduziert werden. Der Midrasch Exodus Rabba erzählt, dass Israel am Sinai Gott in allen sieben Weltensprachen sprechen hört. Das bedeutet: auch in meiner Sprache, ist aber zugleich gegen die Anmaßung erzählt, die je eigene Sprache (Sicht) verbürge die Wahrheit.

Das Neue Testament sagt, wer der Messias ist, das Alte, was der Messias ist. Das Alte Testament ist der Verstehensraum, ohne den Jesus Christus eine unverständliche Chiffre bliebe. Rabbinische Exegese ist, wie auch die wissenschaftliche Exegese oder wie etwa Thomas Manns literarische Deutung der Josephsgeschichte, Teil der Rezeptionsgeschichte. Wie sich der Sinn eines Textes im Lesen zwischen Text und Lesendem entfaltet, ist Thema der Rezeptionsästhetik. Und die Absicht des Autors? Nicht jede Auslegung ist im Recht, sondern diejenige, die sich an den Eckpunkten des Werkes, an der Intensio operis (Umberto Eco) orientiert. „Ich“ lese die Bibel auf viele Weisen – als Christ, Deutscher, moderner Mensch, Beamter mit meiner politischen Einstellung etc. und sollte dies alles nicht überspielen mit der Behauptung, meine Lesart sei wissenschaftlich begründet. Was „christliche Lektüre“ ist, ist kaum zu sagen, aber: sie ist keinesfalls gegen die jüdische Lesart gerichtet.

„Du liest“, griechisch anaginoskeis (auch: wiedererkennen), steht im Neuen Testament nur zwei Mal, bei Lukas in Apg 8 und Lk 10, jeweils als Frage. Apg 8: verstehst du auch, was du liest?, Lk 10: wie liest du? Luther macht auch aus Lk 10 „was liest du?“, doch es geht in der Hermeneutik auch um das „Wie“ des Lesens. Der Schriftgelehrte in Lk 10 liest die Frage nach dem ewigen Leben so, dass er zwei Gebote zu einem verbindet. In 2. Kor 1,13 schließlich führt ein Wortspiel von anaginoskein (lesen, wiedererkennen) zu epiginoskein (verstehen), zur Hoffnung auf endliches gänzlich Verstehen.

b) Jonathan Magonet: Jüdische Schriftauslegung im Gespräch mit ChristInnen

Dr. Jonathan Magonet ist Professor für Bibel, er leitete das Leo Baeck College in London.

Zuerst einige Hintergrundinformationen zum Thema:

Juden und Christen teilen die Bücher der Hebräischen Bibel, ordnen sie jedoch in unterschiedlicher Reihenfolge an. Juden nennen ihre Bibel Tenach – eine Abkürzung aus Tora (Weisung), Newiim (Propheten) und Chetubim (Schriften). „Tora“, von Christen vielfach mit „Gesetz“ übersetzt, bedeutet Wegweisung, Lehre. Die Bücher der „Propheten“ unterscheiden sich, anders als das göttliche Wort in der Tora, durch die Person ihrer Autoren. Sie sind kritisch gegenüber unserer Gegenwart aus einer göttlichen Perspektive auf die Welt und haben mehr Gewicht als die „Schriften“. Die „Chetubim“ sind vom heiligen Geist inspirierte menschliche Schriften. Es gibt im Judentum eine Tendenz, den ganzen Tenach einschließlich seiner Interpretationen als „Tora“ zu bezeichnen. Die unterschiedliche Anordnung der Bücher bewirkt, dass der Schlusssatz des Tanach (2. Chronik 33) eine politische Hoffnung, der Schlusssatz des Alten Testaments (Maleachi 3) eine messianische Hoffnung zum Ausdruck bringt. Die Forderung, von der Tora nichts wegzunehmen und nichts hinzuzufügen (%. Mose) versiegelt den Text im Kanon und führt dazu, ihn auszulegen, um ihn zu verstehen (Nehemia 8). Im rabbinischen Judentum wird die jüdische Volksidentität nach der Niederlage im Krieg gegen Rom durch die Tora bewahrt. In dieser Überlebensstrategie wird die Tora zum neuen „Territorium“, zur Quelle ständiger spiritueller und intellektueller, individueller und kollektiver Erneuerung. Jeder jüdische Mann kann – ohne Beschränkung auf Priester – Schüler und Lehrer sein und sich mit dem Torastudium beschäftigen (vgl. den Morgensegen). Die rabbinische Tradition bevorzugt nicht nur eine einzige Auslegung, sondern bezieht die Tora mit ihren „70 Gesichtern“ auf jede Situation. Jeremia 23,29 (Gottes Wort zertrümmert Felsen) wird auf vielfach mögliche Bedeutungen bezogen. Allein in Rechtsfragen wird Autorität hergestellt durch Mehrheitsentscheidungen. Nach bEruvin 13b dominiert die Schule Hillels über die Schammais. Im 2. Jahrhundert differenzieren sich wie große Strömungen rabbinischer Auslegung aus, die Schule Rabbi Akivas und die Schule Rabbi Jischmaels. Rabbi Akiva, ein Mystiker, sieht auch scheinbar überflüssige Zeichen als Quellen der Auslegung. Rabbi Jischmael hingegen sieht die Worte der Tora in menschlicher Sprache ausgedrückt, er bindet auch Gott an die hebräische Grammatik. Im Mittelalter stehen Raschi (1040-1105) und Ibn Esra (1092-1167) einander gegenüber und werden bis heute studiert, weil die das Verständnis der Bibel bis heute erhellen. Im Christentum gibt es kein vergleichbar lebendiges Studium der Kirchenväter. Die Relativität jeder Schriftauslegung ist ein Korrektiv gegen Hochmut. Dennoch gab es bis zur Aufklärung eine Kontinuität der Schriftauslegung und Gemeinsamkeit aller Juden über die Epochen hinweg. Spinoza und Mendelssohn stärkten individuelle Leseweisen, die Aufspaltung in Reform und Orthodoxie im 19. Jahrhundert, Emanzipation und Wissenschaft des Judentums veränderten das Bibelstudium und prägten eine neue Gelehrten generation. Mittelalterliche Quellen wurden erschlossen, religiöse Rabbinerseminare und säkular-wissenschaftliche Institute für jüdische Studien an Universitäten etabliert, so dass jüdische und christliche Wissenschaft kaum mehr zu unterscheiden waren. Die Schoa zerstörte diese Kultur. Ihre reichen Traditionen werden im Staat Israel und in der hebräischen Sprache bewahrt. Bedeutende jüdische Exegeten – Luzzato, Kaufmann, Jacob, Cassuto – kritisierten die historisch-kritische Bibelwissenschaft. Ein neuer „synchroner“

literarischer Ansatz (von Buber-Rosenzweig und anderen) führte zu einer Revolution in der Bibelexegese und zu einer Explosion jüdischer Kreativität: „Was in diesem Kontext faszinierend ist, ist das Ausmaß, in dem jüdische Wissenschaftler größere Beiträge auf diesem Feld leisteten: Gelehrte wie Robert Alter, Shimon Bar-Efrat, Adele Berlin, Chanan Brichto, Michael Fishbane, Edward L. Greenstein, Gabriel Josipovici, Samuel Sandmel, Jack Sasson, George W. Savran, Meir Sternberg und Meir Weiss für die erzählenden Texte, und Robert Alter, Adele Berlin, Robert Gordis, Marcia Falk, Harold Fisch, James Kugel und Francis Landy für den Bereich der biblischen Poesie sind nur einige derer, die dazu beigetragen haben, diese neuen Ansätze zu erschließen.“ Für die meisten Juden heute ist Religion nur Teil ihrer kulturellen und nationalen Identität. Dennoch gibt es so viele Gelegenheiten und Stoffe zum Lernen, so viele allgemein verständliche Kommentare wie noch nie.

Was bedeutet das für den Dialog zwischen Juden und Christen?

Die jüdische Haltung war lange Zeit defensiv, apologetisch gegenüber dem christlichen Israelbild. Nach der Schoa, besonders durch das Zweite Vatikanische Konzil, ereigneten sich im Christentum revolutionäre Veränderungen. Die Apologetik ist noch nicht ganz überwunden, aber Juden können die andere Perspektive des Neuen Testaments heute respektieren.

Jonathan Magonet ist seit rund fünfzig Jahren an den jüdisch-christlichen Bibelwochen im Haus Ohrbeck in Osnabrück (früher im Hedwig-Dransfeld-Haus in Bendorf) beteiligt, wo jährlich über hundert Christen mit Juden zusammen ein biblisches Buch lernen. Sie lernen von Juden, mit der Vieldeutigkeit des biblischen Textes umzugehen. Sie fragen nach ihrer eigenen christlichen Exegese und finden die historisch-kritische Wissenschaft zwar interessant, aber nicht in gleicher Weise „nährend“ wie jüdische Bibelauslegung. Juden fragen ihrerseits, wie christliche Theologie auf fragwürdigen Quellenhypothesen errichtet werden kann. Was können Juden von der Begegnung mit Christen erwarten? Dass sie einbezogen werden, auch in Zeiten des Rassismus! Dass sie das Neue Testament als jüdische Schrift und Jesus als Juden erkennen. Dass sie einander kennen lernen, aus Neugier und aus soziologischen Interessen, im gemeinsamen Mensch-Sein in reicher Verschiedenheit.

c) Alexander Deeg: Wie not-wendend ist jüdische Schriftauslegung für die christliche Praxis?

Dr. Alexander Deeg ist Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig.

1. Luthers reformatorische Entdeckung und Alexander Deegs rabbinische

Martin Luther blickt 1545 in den Opera Latina euphorisch zurück auf sein neues Verständnis von Römer 1 (... was Gott alles für uns tut): „Nun fühlte ich mich ganz und gar neu geboren ...“ Ohne sich mit Luther vergleichen zu wollen, erinnert der Referent sich an eine ähnliche euphorische Erfahrung, seine „rabbinische Entdeckung“, als er im Dezember 1995 im Studienjahr an der Hebräischen Universität Jerusalem bSanhedrin 98a las, die Erzählung vom Messias vor den Toren Roms. Rabbi Jehoschua fragt Elia, wann der Messias komme. Elia fordert Jehoschua auf, den Messias selbst zu fragen, denn der sitze am Tore Roms unter den Armen. Jehoschua trifft den Messias und fragt ihn, wann der Meister komme, dieser erwidert: Heute. Irritiert von dieser Antwort, erhält Jehoschua durch Elia die Präzisierung (nach Psalm 95,7): „Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet“.

Der Referent fand diesen Text damals unglaublich, wie eine Offenbarung, wie einen Riss im Kontinuum. Das messianische „Heute“ – von Jesus in seiner Antrittspredigt in Nazareth Lukas 4,21 ebenfalls betont – ließ ihn nicht mehr los. Dass Juden und Christen gemeinsam hoffen, möchte er weitersagen – ausgerechnet das Rabbinische könnte uns helfen, aus unserem protestantischen Gegensatz von fundamentalistisch und liberal, von treu und kritisch herauszukommen. Doch gegen

die Gefahr der christlichen Vereinnahmung verfügte bereits der Midrasch Pesikta Rabbati 5,1 im 4. Jahrhundert, dass die mündliche Tora Gottes Geheimnis bei seinen wahren Kindern und daher mündlich bleiben müsse.

2. Wie jüdische Schriftauslegung ihren Weg in die christliche fand – ein exemplarischer Blick auf die jüngere Geschichte der Homiletik

1971 forderte Rudolf Bohren in seiner Predigtlehre christliche Prediger dazu auf, von Rabbinern zu lernen. Im Rheinischen Synodalbeschluss heißt es 1980, Christen müssten neu lernen, auf die Stimme jüdischer Schriftauslegung zu hören „auch im Interesse eines eindringenderen Verständnisses des Neuen Testaments“. Horst Dietrich Preuß, Das Alte Testament in christlicher Predigt (1984), bezeichnet jüdische Auslegung als notwendigen Kontext christlicher Predigt, diese müsse anders sein als bisher. Siegwald Kunath schreibt 1992 im Vorwort zu seinem Wuppertaler Andachtsband „... forscht in der Schrift“, Gott sei im Dialog zu erschließen. Und Heinz-Günther Schöttler verlangt 2001 („Christliche Predigt und Altes Testament“) von christlicher Predigt: „Sie muß das gelebte jüdische Glaubenszeugnis in die Verkündigung wieder als ein heute gelebtes und unverzichtbares Zeugnis für den Glauben an den einen Gott einbeziehen“, ChristInnen sollten am Glauben Israels wahrhaft partizipieren. Andrea Bieler vergleicht 2003 („Die Sehnsucht nach dem verlorenen Himmel“) jüdische und christliche Predigten aus dem 19. Jahrhundert. Alexander Deeg lässt sich in seiner Dissertation „Predigt und Derascha“ (2006) von jüdischer Auslegung in die Bibel hineinführen. Schon in Axel Deneckes „Als Christ in der Judenschule“ (1996) ging es nicht nur um das „Was“, sondern auch um das „Wie“ rabbinischer Hermeneutik. Die seit 1996 von Wolfgang Kruse bzw. Studium in Israel e. V. herausgegebenen „Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext“ mit ihrer gewaltigen Erfolgsgeschichte sind der bis heute umfassendste Versuch, jüdische Kontexte permanent in christliche Predigt einfließen zu lassen.

3. Was wird wahrgenommen, wenn „Jüdisches“ in christlicher Auslegung der Schrift rezipiert wird?

„Klassiker der Wahrnehmung“ und eine Fundgrube ist nach wie vor der mehrbändige Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch von Strack/Billerbeck mit 40.000 rabbinischen Texten auf 5.000 Seiten. Ebenfalls zu den Klassikern zu rechnen sind Roland Gradwohls verdienstvolle „Bibelauslegungen aus jüdischen Quellen“, der Referent zitiert daraus zu Jesaja 53: „Der Gottesknecht vertraut auf die Zusage Gottes, der in der Geschichte handelt, und er wartet – nun betend und schaffend zugleich – auf jene Zeit, da das verheißene Glück einkehrt, das ein Glück ist für Israel und alle Nationen“.

Sodann fragt der Referent, was gegenwärtig an jüdischen Kontexten christlicherseits rezipiert wird, und macht eine exemplarische Bestandsaufnahme aus den 21 bislang erschienenen Bänden der „Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext“. Zu den Lieblingen christlicher Autorinnen und Autoren der Predigtmeditationen gehören folgende jüdischen Quellen bzw. Autoren: Pirke Avot (Mischna-Traktat „Sprüche der Väter“), Martin Bubers Chassidische Erzählungen, Abraham J. Heschel, Buber-Rosenzweig, Elie Wiesel, Nathan Peter Levinson, Pnina Navé-Levinson und Schalom Ben-Chorin. Entscheidend für diese Auswahl ist die gute Verfügbarkeit dieser Quellen in deutscher Sprache (Stichwort „Erschließungshilfen“). Selten zitiert werden hellenistisch-jüdische Autoren, mittelalterliche Werke, Werke der Aufklärung, gegenwärtige Stimmen aus den USA und Israel, jüdische Künstler und halachische Schriften. Die ausgewählten „Kontexte“ dienen dreierlei Zwecken: dem Aufweis der Parallelität jüdischer und christlicher Theologie bzw. Exegese, der narrativen Untermauerung von Themen oder Bibelziten sowie der Infragestellung und Herausforderung christlicher Aussagen – etwa durch Wajikra Rabba 23,18: „Wegen Israel soll die Welt gerettet werden“.

Auf vier verschiedene Arten, so der Referent, werde jüdische Schriftauslegung in christlicher Predigt rezipiert: historisch-kontextualisierend, religionsvergleichend-parallelisierend, kulinarisch-erbauend und hermeneutisch-herausfordernd.

(Der folgende Abschnitt wird aus dem Handout des Referenten wörtlich zitiert:)

„4. Von der Notwendigkeit der Rezeption jüdischer Schriftauslegung im christlichen Kontext

Die Rezeption jüdischer Schriftauslegung ist für Christinnen und Christen unerlässlich und notwendig, weil ...

(1) ... nur so der Kontext beachtet wird, in den die Texte des zweiteiligen christlichen Kanons gehören, und nur so die Stimme der Erstadressaten und der ursprünglichen Autoren in der Auslegung präsent ist und bleibt.

(2) ... nur so immer wieder klar wird, dass Auslegung nicht nur mit Texten zu tun hat, sondern in, mit und unter den Texten mit *Menschen*, die diese Texte lesen und auslegen.

(3) ... weil durch das Hören auf die Stimmen jüdischer Auslegung die Singularität christlicher Hermeneutik durchbrochen und das hochproblematische hermeneutische Bild von 2Kor 3 ad acta gelegt wird.

(4) ... weil so das jüdische Nein in christologischem Kontext hörbar wird, das Juden und Christen bleibend voneinander trennt – und mit ihm zugleich das messianische Ja, das Juden und Christen verbindet und sie Seite an Seite miteinander hoffen und als *cooperatores Dei* für den *tiqqun olam* arbeiten lässt!“

5. Desiderate – oder: Was jetzt zu tun ist

Abschließend ruft der Referent dazu auf, hermeneutisch im Gespräch zu bleiben, die Vielfalt jüdischer Auslegung weiter zu erschließen und das „Wie“ des christlichen Umgangs mit jüdischer Auslegung homiletisch weiter und tiefer zu bedenken.

d) Beobachtungen / Rückmeldungen von Rabbiner Jehoschua Ahrens

Zu Rabbiner Jehoschua Ahrens vgl. oben 2.2.a).

1. Was und wie liest man? Zum Beispiel den neutestamentlichen Lehrtext für den Sabbat „Schemot“ (21.1.17) aus dem Herrnhuter Losungsbüchlein: „Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ (Jesus in Johannes 14,27). Das sind durch und durch jüdische Aussagen. Um sie tiefer zu verstehen, ist ein dialogischer Blick notwendig. Darum sollten mehr Juden in die Lehre des Christentums eingebunden werden. Theologische Fragen sollten nicht durch wissenschaftliche Judaistik abgedeckt werden, sondern durch religiös gebildete Juden, die die Halacha kennen und halten.

2. Die KLAK vertritt in der evangelischen Kirche eine Minderheit. Wie kann der Dialog noch unmittelbarer in die Gemeinden kommen? Rabbiner Jehoschua Ahrens ist bereit, persönlich z. B. in Pfarrkonvente zu kommen.

3. Was schöpfen Christen aus der jüdischen Tradition? Sie treiben Dialog zumeist mit liberalen Juden. Er sollte – wie in Württemberg seit vierzig Jahren – auch mit orthodoxen Juden stattfinden.

e) Beobachtungen / Rückmeldungen von Hanspeter Heinz

Hanspeter Heinz war von 1974 bis 2016 Vorsitzender des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken

Herr Heinz dankt sehr für die Einladung zur KLAKE-Tagung und ist sehr überrascht und beeindruckt, wie sehr lebendig und theologisch niveauvoll hier gelernt wird, wie Texte auch gegen den Strich gebürstet werden. In der katholischen Kirche ist nirgends jemand freigestellt für den Dialog – und hier bei der KLAKE sind es Leute haufenweise! Das ist ein Lernen nicht von Methode zu Methode, sondern von Existenz zu Existenz. Die beiden Juden, die dabei sind, Jonathan Magonet und Jehoschua Ahrens, haben Einfluss und bewirken viel – was man z. B. in den Pausengesprächen merkt. Solches Lernen geht in die Tiefe. Erinnerung sei an die drei „Z“: Zeugen, Zellen, Zeichen.

„Zeugen“ – existenziell, unter die Haut gehen

„Zellen“ – in die Breite gehen, etwas bewegen

„Zeichen“ setzen, die Signalwirkung haben, z. B. aus der Buber-Rosenzweig-Medaille für die KLAKE etwas machen!

Die KLAKE hat eine tolle Disziplin, zugleich war es nie langweilig! Es gibt hier keine Dauerredner, die Tagung ist optimal strukturiert, hier jagt nicht ein Referat das andere, es gibt Pausen und es wird pünktlich weitergearbeitet.

Inhaltlich vermisst hat Herr Heinz die hellenistische Tradition des Judentums, ohne die das Neue Testament nicht verstehbar ist, Theologie vom Wort Gottes, von der Weisheit Gottes, von der Auferstehung des Einzelnen, von Ethik etc. Diese Tradition ist ganz wichtig und sollte nicht im „toten Winkel“ verbleiben.

Ölbaum online Nr. 103 – 25. Januar 2017 – Dr. Michael Volkmann

Evangelisches Pfarramt für das Gespräch zwischen Christen und Juden, Bad Boll

Arbeitsgruppe "Wege zum Verständnis des Judentums"

Akademieweg 11

73087 Bad Boll

Tel. 07164 79-345, Fax 07164 79-5345

E-Mail: michael.volkmann@elk-wue.de und agwege@gmx.de